

BERGISCHE RESIDENZ REFRATH SENIORENRESIDENZ

Kinder

Journal der
Bergischen Residenz
Refrath / Ausgabe:

Nº 03 | 2025

4
Wie es der Rest der Welt
mit Weihnachten hält...



8
Weihnacht und Wut - wenn
beides Fahrt aufnimmt...



30
Wer in die Tasten hauen
will, sollte wissen, wie...



12
Geflüstert wird:
Früher wurde mehr
gesungen...



33

Gut Altern heißt:
„Trauere nicht um die Blüte,
wenn die Birne reift...“

27

Vom Trost der Jahreszeiten
und deren Wiederkehr...



24

Kinderrechte -
eine durchaus durchwachsene Bilanz
für die, die noch wachsen...



17
Die Weihnachtsgeschichte,
nacherzählt...



Früher war mehr Lametta!
von Heike Pohl
4
Das Fest der Feste.
von Wolfgang Niederhagen
8

Die eine Seite schwarz...
von Heinrich Andreas Bestgen
10

Früher... war mehr Gesang!
von Willi Ackermann
12

Bati im Weihnachtsbaum.
von Heide Servas
16

Was ging ab?
von Sebastian Niederhagen
17

Früher war mehr Lametta -
auch in der Kunst?
von Ulrike Sarembo
18

Einkaufen vor 75 Jahren und heute.
von Willi Ackermann
20

Rätsel
22

„Sind so kleine Hände, winz'ge
Finger dran...“
von Heike Pohl
24

Mein Fenster zum Hof.
von Ingrid Zimmermann
27

Schreiben Sie (uns).
28

Zehn Finger arbeiten
auf der Tastatur.
von Dr. Klaus Hachmann
30

Das Alter.
von Inge Thoma
33

Ausstellung:
„Was kreucht und fleucht.“
von Iris Lindt
34

Impressum
35

Editorial:



Liebe Residenzlerinnen und Residenzler,
liebe Leserinnen und Leser,

früher! Früher war alles besser! Auf diesen Stoßseufzer hin folgt für gewöhnlich eine ganze Reihe gefühliger Aufzählung all dessen, dem man nachtrauen müsse.

Freilich ließe sich vieles davon mit wenigen Argumenten widerlegen, wäre da nicht dieses Gefühl der tiefen, inneren Überzeugung, gegen das Fakten oft chanceless sind. „Rosy Retrospection Bias“ lautet der zungenbrecherische Fachausdruck für dieses Phänomen, sinngemäß zu übersetzen mit „verzerrte Rückschau durch die rosa-rote Brille“.

Wir Menschen neigen dazu, die Vergangenheit positiver zu bewerten, als sie tatsächlich gewesen sein dürfte. Unser Gehirn funktioniert dabei wie ein Filter. Wir behalten die positiven Augenblicke unseres Lebens eher im Gedächtnis als alles andere. Dazu kommt, dass wir am Leben und seinen Herausforderungen wachsen, Erfahrungen sammeln und uns darum einiges so viel leichter und einfacher erscheinen mag aus der Zeit, in der wir allem Neuen offener, weil unbedarfter begegnet sind.

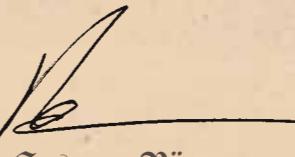
„Nichts ist so beständig, wie der Wandel“, lautet ein Satz des griechischen Philosophen Heraclit. Oft schon habe ich dieses Zitat in den unterschiedlichsten Zusammenhängen verwendet. Weil es so viel in diesen paar Worten ausdrückt. Vielen Menschen bereitet allerdings genau das Unbehagen; sie verabschieden sich ungern vom Altbekannten und schauen Veränderungen eher sorgenvoll entgegen. Digitalisierung. Globalisierung. Klimakrise. Kriege. Die Weltlage lädt ja auch wirklich dazu ein, sich in Gedanken ins „rosa-goldene“ (?) Gestern zu flüchten.

„Früher war mehr Lametta“ also, mit diesem Bonmot des großen deutschen Humoristen Biccо von Bülow, bekannt als Loriot, gehen wir in unsere Herbst- und Winterausgabe des Journals. Und mit dem Hinweis auf „Lametta“ auch schon flott auf Weihnachten und das Jahresende zu.

Und wieder einmal heißt es für mich, Dankeschön zu sagen für all Ihre Beiträge, Ihr Interesse und Ihr Mitwirken an unserem Journal. Ebenso danke ich herzlichst all unseren Lesern und Leserinnen und wünsche uns einen einen schönen Jahresausklang im Hier und im Jetzt. Gerne mit viel, wenig oder gar keinem Lametta - das mag bitte ein jeder genau so halten, wie es dem eigenen Auge des Betrachters wortwörtlich oder sinnbildlich gefällt.

Was früher war, können wir ja alle nicht (mehr) beeinflussen. Aber das Heute, das gestalten wir zu einem guten Teil immer auch selbst; jeder für sich und/oder auch gemeinsam. Bleiben Sie zuversichtlich und uns gewogen.

Herzlichst, Ihre



Susanne Rönnau
Direktorin und Herausgeberin

Das Thema:

Früher war mehr Lametta!

von Heike Pohl



Im goldenen Schein der Wachskerzen funkelte es, als hätte man die fein verzierten Christbaumkugeln mit kostbarem Geschmeide umgeben. Mal silbern, mal golden glitzerten lange Metallfäden im Licht, mal locker und lose an Tannenzweigen drapiert, mal einem inneren Muster folgend nach Plan. Bei jedem Luftzug rührte sich der Zauber wie von Geisterhand bewegt, oft auch nur durch die emporsteigende Wärme der Kerzen.

Bis... ja bis Lametta mehr und mehr – auch aus umweltschützenden Aspekten – aus der Mode kam, mangels Nachfrage kaum noch produziert wurde, um inzwischen gar ein Revival zu erleben.

Ursprünglich wurden die Glitzerfäden erst aus Kupfer und später aus Zinnfolie (Stanniol) hergestellt. Zum ersten Mal aufgetaucht sein soll Lametta 1610 in Nürnberg, jener Stadt, die für ihren Christkindlesmarkt und ihre Lebkuchen weltberühmt geworden ist. Ab dem 19. Jahrhundert wurde der beliebte Baumschmuck industriell produziert: Dazu wurden dünne Zinnplatten gewalzt und in Fäden geschnitten. Wahlweise kam Lametta silbern, golden und später dann auch mit kunststoffbeschichteten Metallfolien auf den Markt. In der ehemaligen DDR griff man, improvisationserbrobt, auf Alufolie zurück.

Einer der größten Lametta-Hersteller in Deutschland war die ehemalige Eppsteiner Stanniolfabrik. Dort stellte man 2013 die Produktion ganz ein. 2015 dann hörte auch der letzte deutsche Hersteller auf. Die Nachfrage war zuletzt von ca. 50 Tonnen jährlich auf ein nur wenige hundert Kilogramm zurückgegangen, Wie in vielen anderen Lebensbereichen, zeigt sich auch am Weihnachtsbaum, wie unterschiedlich Men-

schen sind. Alles ist geboten, vom klassischen Baumschmuck, wie eingangs beschrieben, über das, was man salopp als „Öko-Tanne“ beschreiben könnte, dekoriert mit Strohsternen und hölzernem Schmuck, hin zur Trash-Tanne, die manchen Betrachter in Anbetracht all des Kitsches irritiert die Nase rümpfen lässt.

Die Tradition, einen Weihnachtsbaum aufzustellen und zu schmücken, zusammen mit Lametta im 17. Jahrhundert in Mode gekommen, hat sich über die Jahrhunderte entwickelt und ist heute in vielen Ländern ein wesentliches Symbol des Weihnachtsfestes.

Das Immergrün der Tannen und Fichten steht bei uns Deutschen symbolisch für Lebenskraft und Hoffnung. Der Schmuck hilft, Licht und Glanz in die winterliche Dunkelheit zu bringen. Ursprünglich wurde mit Äpfeln, Süßigkeiten und Nüssen geschmückt. Die Äpfel erinnerten an den Sündenfall im Paradies, die Süßigkeiten und Leckereien waren ein Hinweis auf Freude und auf die guten Gaben Gottes. Später wurden daraus gläserne Christbaumkugeln.

Kaum ein Symbol ist so eng mit Weihnachten verbunden wie der Weihnachtsbaum. Welche Bedeutung ihm zugeschrieben und wie er geschmückt wird, unterscheidet sich von Land zu Land.

Bei uns, wo die Tradition ihren Ursprung hat, wird der Baum meist erst an Heiligabend aufgestellt und darf stehenbleiben bis zum Dreikönigstag. Dann fallen die feinen Nadeln meist schon bei leichtem Husten von den Zweigen ab.

In den USA zieht der Baum bereits Ende November, nach Thanksgiving, in die Wohnzimmer ein. Dabei darf es üppig sein: Riesige, bunt beleuchtete Tannen gehören zum „American Christmas Dream“, darun-



ter der legendäre Weihnachtsbaum am Rockefeller Center in New York, der jedes Jahr zur Attraktion für Millionen Besucher wird. Auch im Weißen Haus gehört der Weihnachtsbaum zur festen Tradition. Gleich mehrere staatliche und üppig geschmückte Bäume zieren die langen und weitläufigen Flure, je nach First Lady mal schlichter und geschmackvoller und mal weniger von beidem.

Auch in skandinavischen Ländern spielt der Weihnachtsbaum eine besondere Rolle, denn im langen Winter bringt er buchstäblich Licht ins Dunkel. Hier sind Strohfiguren, Holzornamente und echte Kerzen noch immer sehr beliebt. Nordöstlich des Polarkreises verschwindet die Sonne zwischen 7. Oktober und 27. November ganz. Da kann man sich die Sehnsucht nach Licht ohne Weiteres vorstellen.

Auch in Großbritannien ist der Weihnachtsbaum ein verlässlicher Bestandteil des Festes. Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Ehefrau von Georg III., sorgte im Jahr 1800 für das erste Fest mit Baum in Windsor. Zur Tradition wurde das jedoch erst nach der Heirat von Königin Victoria mit dem deutschen Prinz Albert im Jahr 1840, als ein Bild der königlichen Familie unter dem geschmückten Baum in der *Illustrated London News* die britische Öffentlichkeit inspirierte. Ein besonders schönes Ritual: Jedes Jahr schenkt Norwegen der Stadt London einen prächtigen Weihnachtsbaum für den Trafalgar Square – als Dank für die britische Unterstützung im Zweiten Weltkrieg.

Auch im Nahen Osten steht der Baum für Symbolik. In Israel und im Libanon finden sich Weihnachtsbäume auf großen Plätzen, geschmückt und leuchtend, oft als Zeichen von Frieden und Koexistenz. Während im Libanon die christliche Bevölkerung ihre Bäume prachtvoll dekoriert, gilt der Baum in Israel eher als kulturelles Symbol, das Brücken zwischen den Religionen schlägt.

Und in Asien? Dort hat der Weihnachtsbaum zwar keine religiöse Bedeutung, strahlt dafür aber umso prächtiger. In Japan, China und Südkorea ist der Baum ein Zeichen von Lifestyle, Romantik und Shopping-Laune. Einkaufszentren überbieten sich mit fantasievollen Kreationen aus Glas, LEDs oder sogar Eis.

Ein ganz besonders spektakulärer Weihnachtsbaum ist das schwimmende Exemplar auf dem Rodrigo-Freitas-See in Rio de Janeiro. Mit rund 85 Metern Länge, über drei Millionen Lichtern sowie einem Gesamtgewicht von 542 Tonnen und dem Zuckerhut als Kulisse, zieht das weihnachtliche Arrangement Besucherinnen und Besucher magisch an.

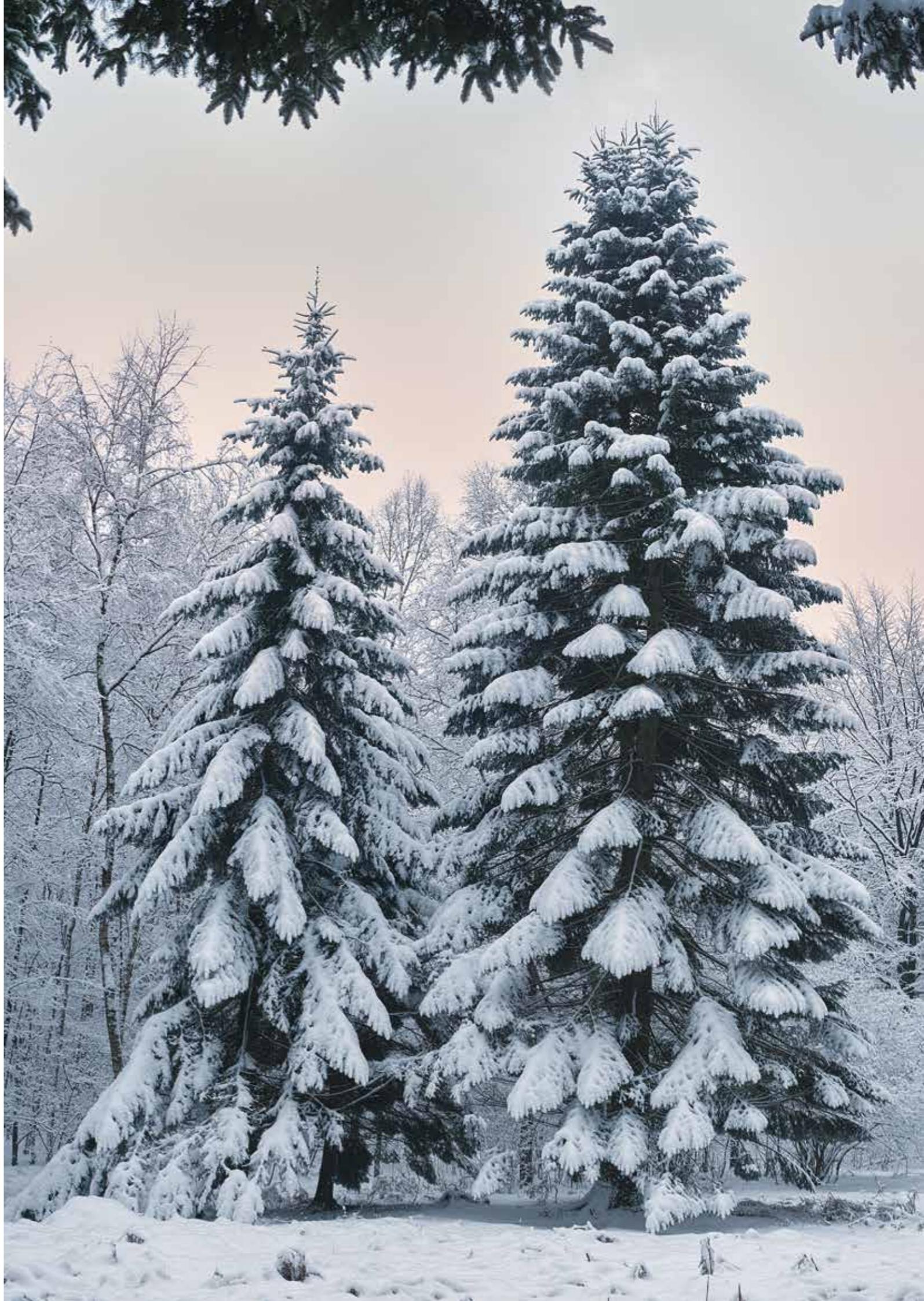
Beeindruckend stattlich ist auch der Dortmunder Weihnachtsbaum auf dem Hansaplatz. Das Monument wird aus rund 1.700 Rotfichten zusammengesetzt und erreicht rund 45 Meter Höhe, einschließlich des Leuchtengel, der auf seiner Spitze thront. Anstelle der bisherigen 48.000 Lichter sorgen inzwischen 138.000 LEDs für leuchtende Augen.

Der längste natürliche Weihnachtsbaum Deutschlands befindet sich in Merzhausen bei Freiburg, im Garten von Helmut Laaff. Mit seinen 27 Metern übertrifft er den legendären Weihnachtsbaum am Rockefeller Center in New York.

So unterschiedlich die jeweilige Bedeutung auch sein mag – überall auf der Welt bringt der Weihnachtsbaum eines mit sich: ein Gefühl von Wärme, Freude und Gemeinschaft in der dunkelsten Zeit des Jahres.

Und damit schließt sich der Kreis. Vielleicht, darauf kann man kommen, gilt die Sehnsucht nach dem sprichwörtlichen Glanz von Lametta weniger den silbernen Fäden am Baum und mehr einem friedlicheren, respektvolleren und freundlicheren Miteinander, wie es das in der Erinnerung vieler Menschen früher einmal war.

Und das nicht nur zur Weihnachtszeit?



© Foto: Heike Pohl



Das Fest der Feste.

von Wolfgang Niederhagen



Obwohl längst Nichtraucher, stand ich kürzlich eine ganze Weile vor Fischers Tabakladen, in dessen Auslage neben Zigarren und Pfeifen als Blickfang ein sicher vierzig Zentimeter langer Rennwagen aus Blech stand. Diese Art von Spielzeug gehörte in meiner Kindheit zur unteren Preisklasse und es war fast das gleiche Modell, wie ich es an einem Heiligen Abend auf meinem Platz am Gabentisch vorgefunden hatte. Mitten im Sommer musste ich plötzlich an dieses und andere Weihnachtsfeste bei uns denken. In meinem pietistisch geprägten Elternhaus stand um die Weihnachtszeit die Geburt Christi im Mittelpunkt. Dieses freudige Ereignis wurde uns aber eher sachlich vermittelt. Man hielt sich an die Erzählungen der Bibel und alle gefühlvollen, süßlichen oder gar ins Märchenhafte sich verlierenden Ausschmückungen wurden vermieden. Nie sprach man vom Christkind, welches braven Kindern Geschenke bringt oder bei rotglühendem Abendhimmel Plätzchen backt. Auch vom Weihnachtsmann, der aus der Himmelswerkstatt mit seinem beladenen Schlitten, von Hirschen gezogen, zu uns auf die Erde hinabschwelt, war nie die Rede. Jesus war als Erlöser in die Welt gekommen, um uns Menschen von unseren Sünden zu befreien, das war die Weihnachtsbotschaft. Dieses einmalige Ereignis galt es angemessen zu feiern. Nun war Weihnachten aber, trotz der frohen und ernsten Botschaft zugleich, bei uns kein freudloses Fest, dafür sorgte

schon meine Mutter, die es verstand, eine stimmungsvolle Atmosphäre zu schaffen und die vor allen Dingen die vorweihnachtlichen Verrichtungen und die damit verbundene Geheimniskrämerei liebte. Wir durften ihr beim Backen helfen und auch beim Bau eines mit Plätzchen beklebten Knusperhäuschens, welches zwar ganz und gar aus dem Reich der Märchen kommt, aber bei keinem Fest fehlen durfte und komischerweise unseren frommen Vater beglücken sollte. Sie hatte sogar durchgesetzt, dass wir einen Baum schmückten, was in pietistischen Kreisen als zu heidnisch verpönt war. Ein Baum bringe aber erst die rechte Stimmung ins Weihnachtszimmer, meinte sie recht bestimmt, und außerdem würden wir ihn ja nicht anbeten.

Die kleinen Heimlichkeiten vor dem Fest versetzten uns Kinder in Erregung und unsere Neugierde und Ungeduld wuchs von Tag zu Tag. Oft lauschten wir an der Tür des elterlichen Schlafzimmers, welches um diese Zeit immer verschlossen war, oder schauten durchs Schlüsselloch, wenn wir unsere Mutter dort hantieren hörten, denn sie verstaute alle Geschenke im Kleiderschrank (weil sie diesen auch nachts unter Kontrolle hatte), was kein Problem war, denn die bescheidene Garderobe meiner Eltern und die spärlichen Gaben, die es in der Kriegs- und Nachkriegszeit gab, bedrängten sich gegenseitig nicht. Für Verwandte und Glaubensbrüder, die als Solda-

ten an fernen Fronten im Dreck lagen, wurden Anfang Dezember schon Päckchen gepackt. Haltbares Gebäck, ein paar Rasierklingen, glaubensstärkende christliche Lektüre und Zigaretten war der wesentliche Inhalt. Mein Vater lehnte das Rauchen zwar streng ab, war aber nicht so engherzig, seine „Glimmstengel“, die ihm laut Raucherarte zustanden, anderen vorzuhalten. Und gerade für die Zigaretten bedankten sich die armen Kerle in ihrem Höllendasein immer besonders herzlich, vorausgesetzt, dass sie beim Eintreffen der bescheidenen Gaben noch unter den Lebenden waren.

War endlich der langersehnte Heilige Abend da, sprangen wir Kinder über Tisch und Bänke, das heißt, wir alberten in der Küche herum, während nebenan

im Festzimmer die Eltern letzte Vorbereitungen trafen. Rief uns dann zur Dämmerstunde das Glöcklein zur Bescherung, lagen unsere Nerven bloß und wir stürzten ins Wohnzimmer. Der geschnückte Baum entzückte uns zwar, aber eigentlich dachten wir nur an die zu erwartenden Geschenke. Doch zunächst hieß es Geduld und Disziplin. Wir grupperten uns im Halbkreis ums Harmonium und sangen, von meinem Bruder Günter geschickt begleitet, „Stille Nacht, heilige Nacht“, auch „Vom Himmel hoch da komm ich her“ und „Es ist ein Ros’ entsprungen“. Während des Gesangs schauten wir neugierig zum großen runden Tisch hinüber, auf dem sich unter geheimnisvoll gebuckelten Tischtüchern allerhand andeutete. Mit ausdrucks voller Stimme las mein Va-



ter nun die Weihnachtsgeschichte, veranschaulichte uns alles noch einmal mit eigenen, bewegten Worten, um mit uns dann ein letztes Lied anzustimmen, welches wir regelrecht erleichtert herausschmetterten. Danach bekam jeder seinen Platz am runden Tisch zugewiesen und endlich wurden die Decken feierlich gelüftet. Was für Ausrufe des Glücks, wenn man ein Geschenk in Händen hielt, welches man sich schon so lange gewünscht hatte, aber auch kaum zu unterdrückende Tränen, wenn die gut gemeinte Gabe so gar nicht den eigenen Erwartungen entsprach. Solche Tränen schossen in meine Augen, als mir der schon erwähnte Rennwagen aus geprägtem Blech geschenkt wurde. Ich hatte mir ein Rennauto sehnlichst gewünscht, doch sollte es von der Firma Märklin sein, realistisch nachgebildet, aus schwerem Material mit echten kleinen Gummireifen. Jetzt stand ein Gefährt aus dünnem Blech vor mir, dessen Kühlergrill, Auspuffrohre und Reifenprofile aufgedruckt waren. Der Rennfahrer hinter dem ebenfalls aufgedruckten Steuerrad bestand aus zwei leicht geprägten Metall-

platten, von umgebogenen Laschen zusammengehalten, von denen ihm eine ausgerechnet mitten im Gesicht saß, wo sich die Nase befindet und ihn dadurch so entstellte, dass er einfach lächerlich aussah. Die vorgetäuschte Bewunderung der Umstehenden für die Blechkiste steigerte noch meine Abneigung und ließ die Tränen der Enttäuschung zu solchen der Wut werden. Ich konnte mich auch in den nächsten Tagen mit dem Gefährt nicht anfreunden, trug es in einem unbewachten Augenblick in den Kohlenkeller und schlug es mit der Rückseite eines Beiles auf unserm Hauklotz vollkommen platt. Es tut mir jetzt noch leid, einmal wegen meiner Eltern, die es doch so gut gemeint hatten, zum anderen wegen der Vernichtung eines Spielzeugs, das heute Sammlerwert hätte und von mir sogar schon in ganz ähnlicher Ausführung in einem Spielzeugmuseum gesichtet wurde.

Auszug aus dem Buch „Auf Schritt und Tritt“. Wolfgang Niederhagen, geboren 1933, ist Maler und Autor und lebt in Haan im Bergischen Land



Das Thema:

Die eine Seite schwarz, die andere glänzend.

von Heinrich Andreas Bestagen

DEZEMBER VIERUNDVIERZIG. Eine schwarze Zeit. Besonders nachts. Verdunkelung. Die Städte völlig lichtlos, dunkle ankernde Riesenschiffe, jede Ritze sorgsam abgedichtet. Die allgemeine Furcht: Wenn Helles nach draußen dringt, kommt Dunkles hinein.

Sterne? Lieber nicht. Gutes Wetter hieß: bewölkt, bedeckt, am besten Dauerregen. Schlechtes Wetter: Sonne, Mond, Sterne. Das Wetter war nicht immer gut. Wenn es nachts aufklarte, begann das Himmelspektakel. Die Silhouetten der Bomberstaffeln, das Dröhnen der Motoren, ein Teppich aus Flakfeuer, Einschläge, fern, nah. Blitze.

Der nächste Morgen. Kinder mit käsigen Gesichtern sehen sich um. Und schwärmen aus. „Lametta sammeln“. Es ist kein Lametta. Es sind Metallstreifen, die

eine Seite schwarz, die andere metallisch glänzend, in der Nacht zuvor zu Tausenden in großen flirrenden Wolken von englischen Flugzeugen abgeworfen, um das heimische Radar zu stören, überall liegen sie nun in den Straßen verstreut.

Über Stunden werden sie von klammen Kinderhänden aufgesammelt, zu Hause auf dem Küchentisch glattgestrichen, dann längs in feine Streifen geschnitten und, wenn die Zeit kommt, büschelweise in den Weihnachtsbaum gehängt. Das sieht dann sehr schön aus, wenn an Heiligabend die wenigen Wachskerzen ihren Schein an den Streifen brechen und Boden, Wände, Decke wie von einem Kaleidoskop mit wunderlichem Licht bemustern. So war die Zeit: Die eine Seite schwarz, die andere glänzend.





Früher... war mehr Gesang!

von Willi Ackermann



Heute ist Dienstag, der 23. März 1948, für mich und meine Mitschüler ein wichtiger Tag in unserem bisherigen Leben. Heute gibt es nämlich die Abschlusszeugnisse der Volksschule für das 4. Schuljahr.

Nun gibt es, neben den Hauptfächern Religion, Deutsch, Erdkunde und Rechnen, noch das Fach Musik. Wir hatten während des gesamten 4. Schuljahres keine einzige Unterrichtsstunde in Musik, aber auf dem Zeugnis musste unbedingt auch eine Benotung für Musik erscheinen. Also kam unser Lehrer auf die glorreiche Idee, dass jeder ein Lied seiner Wahl vorzutragen habe und er danach die Note für das Fach Musik festlegen würde. Irgendwann war auch ich an der Reihe. Ich hatte mir das folgende Lied ausgesucht, stellte mich in Positur und sang voller Inbrunst:

Einen goldenen Wanderstab
ich in meinen Händen hab.
Aus dem Himmel ist er her,
nach dem Himmel zeiget er.
Dieser Stab, er ist mein Glaube,
stark und mächtig stützt er mich,
trennt auch Leib und Seele sich,
auf ihn trau' und baue ich.

(Volksweise um 1870. Text von Johann Baptist Berger)

Als ich meinen Vortrag beendet hatte, war ich der festen Überzeugung, er habe ein „Gut“ wenn nicht sogar ein „Sehr gut“ verdient. Doch als ich dann mein Zeugnis in Händen hielt, traute ich meinen Augen nicht. Da stand schwarz auf weiß: „Genügend.“

Das war meine erste musikalische Erfahrung, die ich sammelte: Volksschullehrer haben keine Ahnung von Musik.

Mein Berufswunsch war seit langem: Ich wollte Pfarrer werden und hierzu war natürlich der Besuch eines altsprachlichen Gymnasiums absolute Pflicht. Um Schüler eines Gymnasiums zu werden, musste zu dieser Zeit (ich weiß nicht, ob dies heute auch noch so ist) eine Reifeprüfung abgelegt werden. Mein Vater versprach mir, dass ich mir nach bestandener Prüfung ein Musikinstrument meiner Wahl aussuchen dürfe, das er mir dann schenken würde. Die Prüfung bestand ich und mein Wunsch war ein Klavier, ein Klavier. Aber die Kosten waren dann doch wohl etwas zu hoch.

Ich mache es kurz: Ich erhielt zum Geschenk eine Blockflöte. Das war meine zweite musikalische Erfahrung, die ich sammelte: Man sollte es mit Wünschen nicht übertreiben.

Der erste Schultag am Gymnasium begann mit einer angenehmen Überraschung: Der Musiklehrer war gleichzeitig Kantor und Organist an der ev. Kirche in Köln-Mülheim. Bei ihm war ich während der Gottesdienste fast jeden Sonntag auf der Empore und schaute ihm beim Orgelspiel zu, und dort hörte er dann auch sehr genau auf meine Stimme. Das Erste, was er mir bei dem ersten Musikunterricht im Gymnasium sagte, habe ich bis heute nicht vergessen: „Du singst ab sofort mit im Schülerchor!“ Das war gleichbedeutend damit, dass die Note für Musik im Zeugnis automatisch „Gut“ lautete. Und



© Foto: Privat

In dieser Kirche St. Gereon in Köln-Merheim habe ich viel Erfahrung über den vollkommenen Gesang geistlicher Musik bei Festmessen und Festkonzerten sammeln können.

als er dann auch noch Kenntnis von meinem Blockflötenspiel bekam, folgte automatisch im Zeugnis die Note „Sehr gut“ und als besondere Belohnung durfte ich auf zwei Feiern des Gymnasiums solistisch auftreten, wobei er mich am Klavier begleitete.

Meine dritte Erfahrung, die ich sammeln konnte: Mit Musik geht alles besser. Doch die Jahre vergingen, und aus dem Sopran wurde ein jugendlicher Tenor. So gab es für mich den nächsten Wunsch: Mitglied zu werden in einem Männerchor. Mit 18 Jahren war es so weit. In Köln-Mülheim gab es den Männerchor „Sängerbund Concordia“. Die Proben fanden jeweils donnerstags abends statt, und so stand ich dann im Probekontor vor dem Dirigenten und sagte kurzerhand: „Ich will Mitglied im Männerchor werden.“

Dirigent war seinerzeit Hans-Herbert Joris, Assistent des damaligen Gürzenich-Kapellmeisters Günther Wand. Seine Antwort lautete: „Das finde ich gut, dann fängst du mal an im 2. Tenor.“

Nun gibt es im Männerchor vier Stimmen: den 1. Tenor (melodieführend), den 2. Tenor, den 1. Bass (entspricht dem Bariton) und den 2. Bass. Ich fand das gar nicht gut, im 2. Tenor zu beginnen und sagte ganz keck: „Ich würde lieber im 1. Tenor singen. Ich halte mich für geeignet.“ Er setzte sich dann ans Klavier und meinte: „Dann zeig mal, was du drauf hast.“ Und ich hab's ihm gezeigt. Als ich zum Abschluss noch ein hohes C brachte (die Zeiten haben sich allerdings bis heute doch sehr geändert), war für ihn klar: „Du singst im 1. Tenor.“



Das war die vierte musikalische Erfahrung, die ich sammeln konnte: Man muss von sich selbst überzeugt sein, dann klappt es auch!

Die Jahre vergingen und im Alter von 50 Jahren wurde ich dann auch noch Mitglied im Kirchenchor der kath. Gemeinde St. Gereon in Köln-Merheim. Im Kirchenchor gibt es (logisch) eine andere Stimmverteilung als in einem Männerchor (Sopran, Alt, Tenor und Bass). Für mich waren es die glücklichsten Momente, wenn mich der Chorleiter bat, in einigen Werken kleine solistische Partien zu übernehmen. Meinen Abschied feierte ich nach gut 35 Jahren Mitgliedschaft. Wie viele Messen, Oratorien, geistliche Werke wie „Die Schöpfung“ von Joseph Haydn, Weihnachtsoratorium und Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach, Te Deum von Joseph Haydn, Kantaten von Johann Sebastian Bach, Messias von Georg Friedrich Händel, Stabat Mater von Gioachino Rossini, Paukenmesse von Joseph Haydn, Krönungsmesse und Requiem von Wolfgang Amadeus Mozart u.v.m. ich musikalisch mitgestalten durfte, kann ich heute nicht mehr sagen. Und damit komme ich zur fünften musikalischen Erfahrung, die ich sammeln konnte: Geistliche Musikwerke wie Messen und Oratorien musikalisch mitgestalten zu dürfen, waren für mich immer ganz besondere emotionale Erlebnisse. Und nun komme ich auf das Leitthema dieser Ausgabe zurück: „War früher alles schöner, besser oder festlicher?“ Dann denke ich an die Anfänge der 50er- und die folgenden Jahre des vorigen Jahrhunderts. Zu dieser Zeit (und das galt für viele Jahre) gab es noch

viele Männerchöre, gemischte Chöre und Kirchenchöre, bei denen die Zahl der aktiven Sängerinnen und Sänger teilweise zwischen 80 bis 100 Mitgliedern lag. Ich erinnere mich, dass unser Männerchor „Sängerbund Concordia“ Köln-Mülheim Konzerte der verschiedensten Musikrichtungen gab. Es fanden Konzerte im altehrwürdigen Kölner Gürzenich (oft genug mit Solisten der Kölner Oper) statt, wobei alle Konzerte ausverkauft waren.

Und wie sieht es heute aus?

Viele der damaligen Chöre (darunter auch der „Sängerbund Concordia“) gibt es schon lange nicht mehr, weil der Nachwuchs fehlt, und die Chöre, die heute noch bestehen, kämpfen ums nackte Überleben.

Ja die Zeiten haben sich geändert. Fragen Sie mal heute Jugendliche, ob sie Lust hätten, in einem Männerchor mitzusingen. Ich habe bisher bei entsprechenden Nachfragen nur mitleidiges Kopfschütteln geerntet. Aus dieser Perspektive heraus gesehen, war es früher schöner.

Man mag dies bedauern, muss aber auch akzeptieren, dass die Jugend heute ganz andere Sorgen hat und sich auf eine berufliche Karriere konzentrieren muss, um im späteren Leben ihren Mann stehen zu können.

In diesem Sinne wünsche ich allen jungen Menschen (ob weiblich oder männlich) ein sorgenfreies und glückliches Leben!

Willi Ackermann, Jahrgang 1937, wohnt seit 2022 in der Bergischen Residenz Refrath



Thomas Webster:
„A Village Choir“, 1847
(Ausschnitt)



Das Thema:

Vati im Weihnachtsbaum.

von Heide Servas



Enen Tag vor Heiligabend erfüllte unser Vater wieder die Pflicht des Christbaumschmückens, die er akribisch genau versah. Ihm gelang jedoch immer ein ansehnliches Werk, und obwohl unsere Christbäume immer klein sein mussten, weil der Platz fehlte, sie auf den Boden zu stellen, waren sie immer geschmackvoll, silbern und mit echten Kerzen versehen.

Unser Vater, der als Schmucker dem Christbaum am nächsten stand, fand bunte Kugeln kitschig und elektrische Kerzen lieblos.

Während er nun geräuschlos den Baum verschönnte, drang plötzlich aus dem Wohnzimmer ein Mordskrach und ein Schrei unseres Vaters. Wir drei „Frauen“, alle in den anderen „Gemächern“ verteilt, eilten sofort zu Hilfe, öffneten die Zimmertür und uns bot sich ein herzzerreißendes Bild.

Ich habe unseren Vater zuvor und später, mit Ausnahme seiner schweren späten Krankheitsphase, nie mehr in so einem hilflosen Zustand gesehen. Er hatte sich, gegen alle Regeln der Vernunft und Sicherheit, die gerade er so verteidigte, auf die Lehne des großen Ledersessels gestellt, der mit uns in unsere neue Wohnung umgezogen war, und war damit umgestürzt, der

Baum ebenfalls und mit ihm die schönen Silberkugeln, über Jahre säuberlich erhalten, aufgeräumt und verwahrt.

Unser erschrockener Vater saß wie ein Hase in dem umgekippten Sessel, er schien hilflos, eine Eigenschaft, die ganz und gar nicht zu ihm passen wollte, und wir drei „Weiber“ haben auch noch gelacht.

Ich sehe uns noch heute im Türrahmen stehen und lachen. Das konnten wir uns leisten, weil wir zu dritt waren und er für Minuten kampfunfähig.

Nach dem ersten Schrecken hat er sich über uns geärgert. Wir werden ihm wohl geholfen haben sich aus seiner misslichen Lage zu befreien. In den dicken Ledersessel vom Opa hatten zerplatzte Christbaumkugeln eine 7 geschnitten.

Aber wie unsere Mutter immer philosophierte: „Es ist nichts Schlechtes für nichts gut“, bekam der Sessel hernach einen neuen Plüschbezug. Auf den Weihnachtsbaum mussten wir natürlich auch nach dem Unfall nicht verzichten. Irgendwie haben unsere Eltern schon für Ersatz des zerbrochenen Baumschmuckes gesorgt, und ein Haken in der Zimmerdecke hielt das Tannenbäumchen künftig, durch einen Draht verbunden, fest und schützte es vor nochmaligem Umfallen.

Heide Servas ist eine Bekannte von Christa Rönnau, der 2018 verstorbenen Mutter von Susanne Rönnau.

Das Thema:

Was ging ab?

von Sebastian Niederhagen



00:05 ✓✓

Das Thema:

Früher war mehr Lametta – auch in der Kunst?

von Ulrike Saremba



Die Zeit steht nicht still! Wir merken es körperlich am Altern, beobachten es an Elektrogeräten, Verkehrsentwicklungen, digitalen Medien, Fortschritten der Medizin, ...

Ob früher alles mit vermeintlicher Ruhe im Leben besser war? Es könnte sein. Auf Auto, Computer und Handy möchte ich hingegen nicht mehr verzichten. Vielleicht wegen des Wunsches, am Fluss der Zeit teilzuhaben.

Den Wandel erkenne ich unter anderem in der bildenden Kunst, der ich mich in den letzten Jahrzehnten zunehmend zugewandt habe. Bei regelmäßigen Besuchen von Kunstvermittlungen erfuhr ich in Gesprächen und Gegenüberstellungen Genaueres über die Gründe der Entwicklungen dieses Mediums. Die Erfindung der Fotografie und andersartiger Materialien, Maschinen und Geräte, soziale und politische Umbrüche führten zu neuen künstlerischen Ausdrucksmitteln und -formen. Kreative Menschen sind Spielernaturen und öffnen sich gern den Herausforderungen des Neuen.

Bei mir fing die Begeisterung für Malerei im Alter von elf Jahren ganz spontan mit dem Gemälde des Expressionisten Franz Marc „Reh im Blumengarten“ auf einem Kalenderblatt bei einer Tante an. Ich betrachtete es begeistert. Wohl froh, es nicht mehr ansehen zu müssen, sie war mehr der klassischen Malerei zugetan und besaß viele Gemälde davon, riss sie es aus dem Kunstdrucker, der in ihrem Wohnzimmer hing und schenkte es mir.

In meinem ersten erworbenen Rahmen hängte ich den neuen Wandschmuck im Kinderzimmer auf, mich fortan meines ersten Kunstwerks erfreuend. Meine spätere Kunstmöglichkeit brachte ich besonders den Künstlern Paul Klee und Max Ernst entgegen, deren großformatige Drucke darauffolgend die Wohnungen zierten.

In den 70er-Jahren wurde die nach der St. Petersburger Eremitage benannte Hängung beliebt, und in unserem neu bezogenen Haus arrangierten mein Mann und ich Bilder unterschiedlichster Größe, Stilrichtung, Technik und Rahmung dicht an dicht an einer Wohnzimmerwand, wodurch sich ein großes Gesamtbild ergab.

Interessen, Vorlieben und der Geschmack ändern sich, und so bevorzugte ich Jahre später in meiner Wohnung möglichst freie Wände, nur mit einzelnen großformatigen, schlichten Kunstwerken versehen. Etwa 2004 fiel mir durch den Tod der oben erwähnten Tante ein etwa 70 cm auf 50 cm großes, mit breiter Goldleiste gerahmtes, in detailliert ausgestalteter Ölmalereitechnik ausgeführtes Gemälde zu.

Das Format wäre mir entgegengekommen. Hingegen der fast historistische anmutende Stil und das Motiv nicht: An einem Feldrand, seitlich von Gehölz und im Hintergrund von einem Kohlfeld umgeben, an einen Baum gelehnt, sitzt eine ländlich gekleidete, ihr Kind stillende Frau. Sie füttert gleichzeitig eine links im Vordergrund stehende weiße Ziege mit einem Büschel Grün. Ein kleines, weißes Zicklein wird von der Ziege gesäugt. Rechts vorn, zwischen weite-

ren Kohlpflanzen, steht ein mit Kohlköpfen gefüllter Korb. Das Werk ist bis auf die weißen Ziegen in sanften Blau-, Grün-, Brauntönen ausgeführt. Das Thema der Fruchtbarkeit in ländlich herbstlicher Idylle wird hier zitiert.

Es wurde in den 1920er-/1930er-Jahren von dem in Braunschweig 1870 geborenen und später in Düsseldorf studierenden Henry Sprötge gemalt. Nach seinem Tod war es im Besitz seiner Witwe, die es neben weiteren Gemälden etwa 1955 der Tante vermachtet. Sprötge war Erzählungen zufolge im Braunschweiger Raum ein angesehener Maler gewesen.

Ein halbes Jahrhundert später wurde ich nun Eigentümerin eines seiner Werke, die nach einem geeigneten Platz in ihren Räumen suchte. Weggeben wollte ich es nicht, da kindliche Erinnerungen damit verbunden waren. Zunächst verstaute ich es gut verpackt im Keller.

Bei meiner Haushaltsauflösung zwecks Umzugs in die Bergische Residenz in Refrath stellte ich es neben anderen Bildern auf. Meine Sammlung von Werken der Neuzeit war inzwischen angewachsen und ich hatte einen Interessenten bestellt.

Kurz zuvor kam der Makler, den ich mit dem Verkauf meiner Wohnung beauftragt hatte, zu mir und ging spontan auf meine herbstliche Idylle zu. Mit leuchtenden Augen erzählte er mir von seiner jesidischen Großmutter, die mit seiner Familie aus der Türkei geflohen war und früher in ihrer ländlichen Heimat Ziegen gehalten habe. Das Motiv erinnerte ihn an sie und den früheren Lebensraum der Familie.

In meinem Kopf entwickelte sich blitzschnell der Gedanke, neben mir stünde der geeignete Besitzer mit Zugang zu dem Bild!

Nach längerer Weigerung trug er das gut verpackt Gemälde davon, mir einige Zeit später berichtend, das Bild hing jetzt bei seinen Eltern, wo es bei den regelmäßigen Familientreffen stets in Erinnerung an die Heimat Beachtung fände.

Dieses Bild hatte seinen Platz gefunden!

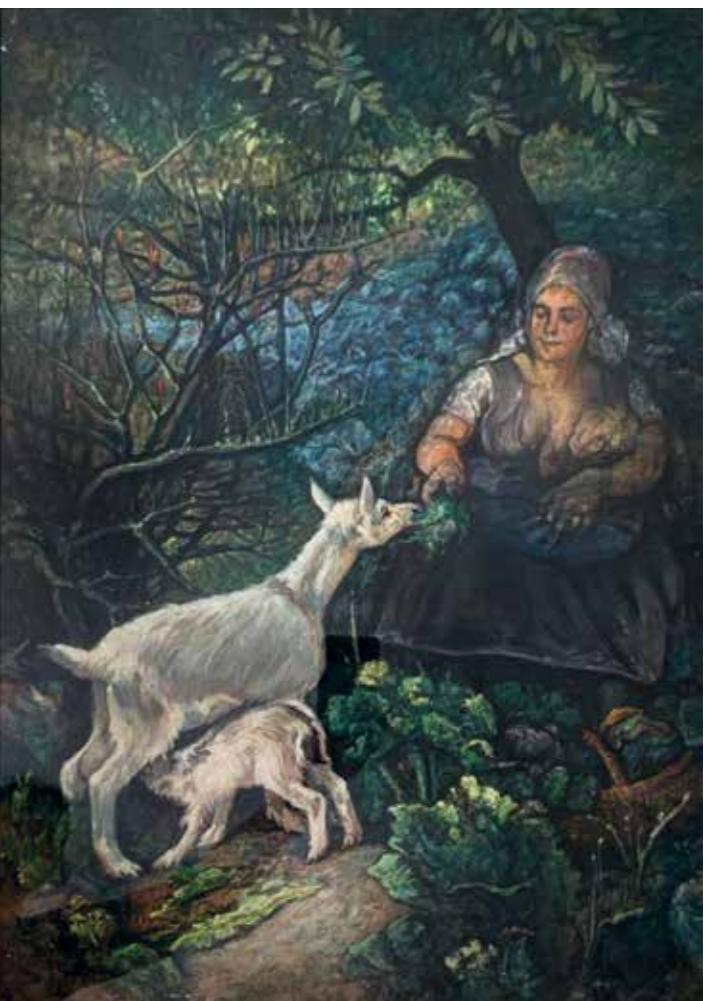
Ich persönlich habe durch die praktische Arbeit mit verschiedenen Kunsttechniken meine Vorliebe für das Reduzierte des Papierchnitts entdeckt, der mich mit und durch seine spannenden Schattenwirkungen reizt.

Die Technik des Silhouettenschnitts erhielt ihren Namen von dem im 18. Jahrhundert lebenden französi-

schen Finanzminister Etienne de Silhouette, der für seine Sparmaßnahmen bekannt war und statt teurer Ölportraits sein Schloss mit Schattenrissen schmückte. Während seine Zeitgenossen ihn des Geizes bezichtigten, bevorzugte er vermutlich als Antwort auf den Pomp des Spätbarocks und Rokokos diese schlichte Ausdrucksform. Später bewiesen namhafte Künstler wie Adolf Menzel, Philipp-Otto Runge darin ihre Fertigkeit. Nicht nur auf Jahrmärkten und in asiatischen Ländern wird noch heute dieses Kunstmedium kultiviert. Der „Papercut“ hat sich zu einer eigenen, neuzeitlichen Kunstform entwickelt. Vielleicht aufgrund seiner Reduktionen.

Die Frage bezüglich der bildenden Kunst, ob sie früher oder heute schöner oder besser wäre, möchte und kann ich nicht beantworten.

Möge das Zitat gelten: „Die Schönheit liegt im Auge des Betrachters!“ Gegenwärtige Künstler, ob in der Literatur, Musik, Architektur und gestaltender Kunst, erkennen und kennen die Werte frühere Stilelemente, bauen darauf auf und transformieren sie je nach persönlichen Vorstellungen und jeweiligen Erfordernissen ohne unnötigen Zierrat in ihre Arbeiten.





Das Thema:

Einkaufen vor 75 Jahren und heute.

von Willi Ackermann

Mein Beitrag beginnt mit den Erlebnissen und Erinnerungen beim Lebensmittel-Einkauf in den frühen 1950er-Jahren.

An Supermärkte, wie sie heute selbstverständlich sind, war zu dieser Zeit auch nicht im Traum zu denken. Es waren kleine, heimelige Geschäfte von 100 Quadratmetern, und wenn es 200 Quadratmeter waren, galten sie schon als große Läden. Die Inhaberin oder der Inhaber standen selbst im Laden, um ihre

Kunden zu bedienen. Ich versuche einmal, aus meinen Erinnerungen heraus zu schildern, wie ein solcher Einkaufs- bzw. Verkaufsvorgang ab lief.

Inhaberin war eine Frau Müller und die Kundin trug den Köschen Namen Schmitz. Die Kundin betritt den Laden mit einem fröhlichen „Guten Tag Frau Müller“, worauf hinter der Theke ein „Guten Tag Frau Schmitz“ erfolgt. Doch bevor Frau Müller nach den Wünschen der Kundin fragen kann, kommt die Fra-



© Foto: Landesarchiv Baden-Württemberg

ge von Frau Schmitz „Wat macht denn eigentlich ihr Jüngster?“ „Oh, der kommt in zwei Wochen in die Volksschule.“ „Dat is ja wunderbar, dann soll er mal schön wat lernen, dat aus ihm mal wat janz Jroßes wird. Un wat macht ihre Mann?“ „Der macht Fortschritte im Beruf und ist erst vorige Woche zum Meister ernannt worden.“ „Und wie jeiht et der Oma?“ „Da kann ich nur sagen: mal so und mal so, aber im Moment jeiht et jut.“

Und dann kommt der Moment, in dem Frau Schmitz einfällt, warum sie überhaupt den Lebensmittelladen aufgesucht hat: „Ich hätt gern ein halbes Pfund Butter, dazu noch 2 Flaschen Milch, 2 Flaschen Wasser, 300 g Zucker, 500 g Mehl und noch ein Glas Konfitüre.“ Dann kommt Frau Müller zu Wort, nachdem sie alles abgewogen und eingepackt hat: „Dann bekomme ich 14 Mark und 50 Pfennig von Ihnen.“ Frau Schmitz sucht derweilen ihr Portemonnaie in ihrer Einkaufstasche, um dann festzustellen: „Jetzt hab ich doch tatsächlich mein Portemonnaie auf dem Küchentisch liegen lassen. Wissen sie was, Frau Müller, Sie schreiben den Betrag an und ich komme nächste Woche vorbei und bezahle dann meine Schulden.“

Diesen Spruch kannte ich schon aus dem Geschäft meines Vaters, der ein Zigarrengeschäft führte, wo von Kunden mehr als einmal diese Ausrede Anwendung fand. Mein Vater hatte sich ein Buch zugelegt, um darin festzuhalten, wer ihm alles noch was schuldete. Die Jahre vergingen und Ende der 1950er begann die Zeit, dass viele dieser kleinen heimeligen Geschäfte kaum noch lebensfähig waren. Am 26. September 1957 eröffnete die Firma Eklöh auf 2.000 Quadratmetern Verkaufsfläche in der Kölner Rheinlandhalle den ersten deutschen Supermarkt, in dem im ersten Jahr bereits 9,2 Millionen D-Mark umgesetzt wurden. Und nun begann der große Boom mit dem Eröffnen weiterer Supermärkte der größten Lebensmittel-Händler Deutschlands.

Hinzu kamen auch noch Discounter wie Netto, Penny u.a. Inzwischen schrieben wir das Jahr 2000 und nach dem Tode meiner geliebten Frau musste ich nun sehen, wie ich alleine mit dem Einkaufen von Lebensmitteln zurechtkam. Ich wollte ja schließlich nicht verhungern.

An Einkaufsmöglichkeiten gab es in Köln-Merheim keinen Mangel.

Hier haben sich gleich vier Supermärkte (EDEKA, Aldi, Lidl und Kaufland) niedergelassen. Als ersten Super-

markt besuchte ich den Kaufland-Supermarkt, mit ca. 4.000 Quadratmetern der größte in Köln-Merheim. Ich muss gestehen, dass ich gespannt darauf war, was mich hier erwartete. Ich war überwältigt von der Auswahl der Artikel, und ich habe in der ersten halben Stunde nur geschaut und gestaunt. Doch dann besann ich mich darauf, dass ich zum Einkaufen hier war. Und es kam, wie es kommen musste. Im Sonderangebot war u.a. ein Angebot für Milka-Schokolade 100 g. Als ich dann zur Kasse kam, befanden sich in meinem Einkaufswagen zehn Tafeln Milka Schokolade. Ich wusste nicht einmal, wie die da reingekommen waren. Gefährlich wurde es bei jedem neuen Besuch des Supermarktes, wenn ich mich der Süßwaren-Abteilung näherte. Noch schlimmer wurde es jedes Jahr im September, wenn das Weihnachtsgebäck, die Christstollen und die mit Marzipan-Kartoffeln gefüllten 500 g-Dosen schon im Angebot waren. Mehr verrate ich nicht.

Inzwischen gibt es ja neben den Supermärkten auch noch Unternehmen, wie z.B. die Firma Bofrost, die einem den Einkauf leicht machen und die tiefgekühlte Ware noch bis vor die Gefriertruhe bringen.

Zum Abschluss meines Beitrages stellt sich nun die Frage: War es früher schöner, als man schon bei Betreten des kleinen Lebensmittelgeschäfts mit seinem Namen begrüßt wurde und über alle möglichen Themen diskutieren konnte? Oder ist es heute schöner, wenn man auf sich ganz allein gestellt seine Einkäufe tätigt und sich bei der Kassiererin oder dem Kassierer mit dem gebräuchlichen „Auf Wiedersehen“ verabschiedet.

Ich überlasse es der geneigten Leserin bzw. dem geneigten Leser, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Willi Ackermann, Jahrgang 1937, wohnt seit 2022 in der Bergischen Residenz Refrath



Abb. links:
Im SPAR-Kaufladen
um 1980



Abb. rechts:
Moderner „Self-Checkout“



Wer findet die 5 Fehler?

Eigentlich sind es dieses Mal zwei Rätsel in einem. Wie gewohnt, gibt es da die fünf Klitzekleinigkeiten, die beide Abbildungen voneinander unterscheiden.

Gin selbstst. hübscher Kaufm., 26 J. a., wünscht beh. Verheiratung d. Bekanntschaft. e. J. Dame zu machen. Gesl. Off. m. Ang. der gen. Verh. w. erb. unter J. O. 8681 an Rudolf Mosse, Berlin SW.

Gin gebildeter ehrliecher Mann mit Gründen und Einnahmen von ca. 2000 Thlr. Ausgangs der 40ziger, sucht eine Frau vom Herz u. Gemütt von 30—40 Jahren mit Vermögen, von denen 5000 Thlr. stiftig oder bankfähig sind. Herr Badeanstalts-Besitzer Lau in Güstrow glebt nähere Auskunft.

	2			5	
		5	4		
			7		6
4					
		3		7	2
5	1				
7		8		5	
		9		6	
	7	2	6		



Abbildung aus „Der Bazar“ Nr. 28 vom 21. Juli 1884

Dann aber ist es ein Rebus aus dem 19. Jahrhundert, dessen Bild- und Buchstabekombination entschlüsselt werden und einen Sinnspruch ergeben soll. Keine Ahnung, was gesucht wird. Ein Meutereieimkäffekannesegelschiff wohl kaum. sn

Jede Dame
kann sich durch den Gebrauch von Dr. Shmith's vegetabilisches **Kräusel-Oel** die schönsten Schlangenlöden u. Wellen-Scheitel erzeugen. Das Öl ist nur mit den feinsten aromatischen, den Haarwuchs fördernden Kräutern verbunden, stärkt die Kopfhaut und ist nach seiner Richtung schädlich. Versandt in Fl. von 1 u. 2 Mark mit Gebrauchsanv. gegen Postmarken oder Nachr. Verp. 25 Pfg. O. Meischner, Dresden 19
Sommersprossen, Mitesser, rothe Nasen, Ausfall der Haare und Kopfschinnen heilt die Privatklinik, Berlin, Kochstrasse 63. Auswärt. a. Wunsch Recept od. Medicam.

Abbildung aus „Der Bazar“ 1884

Diagonal-Sudoku.

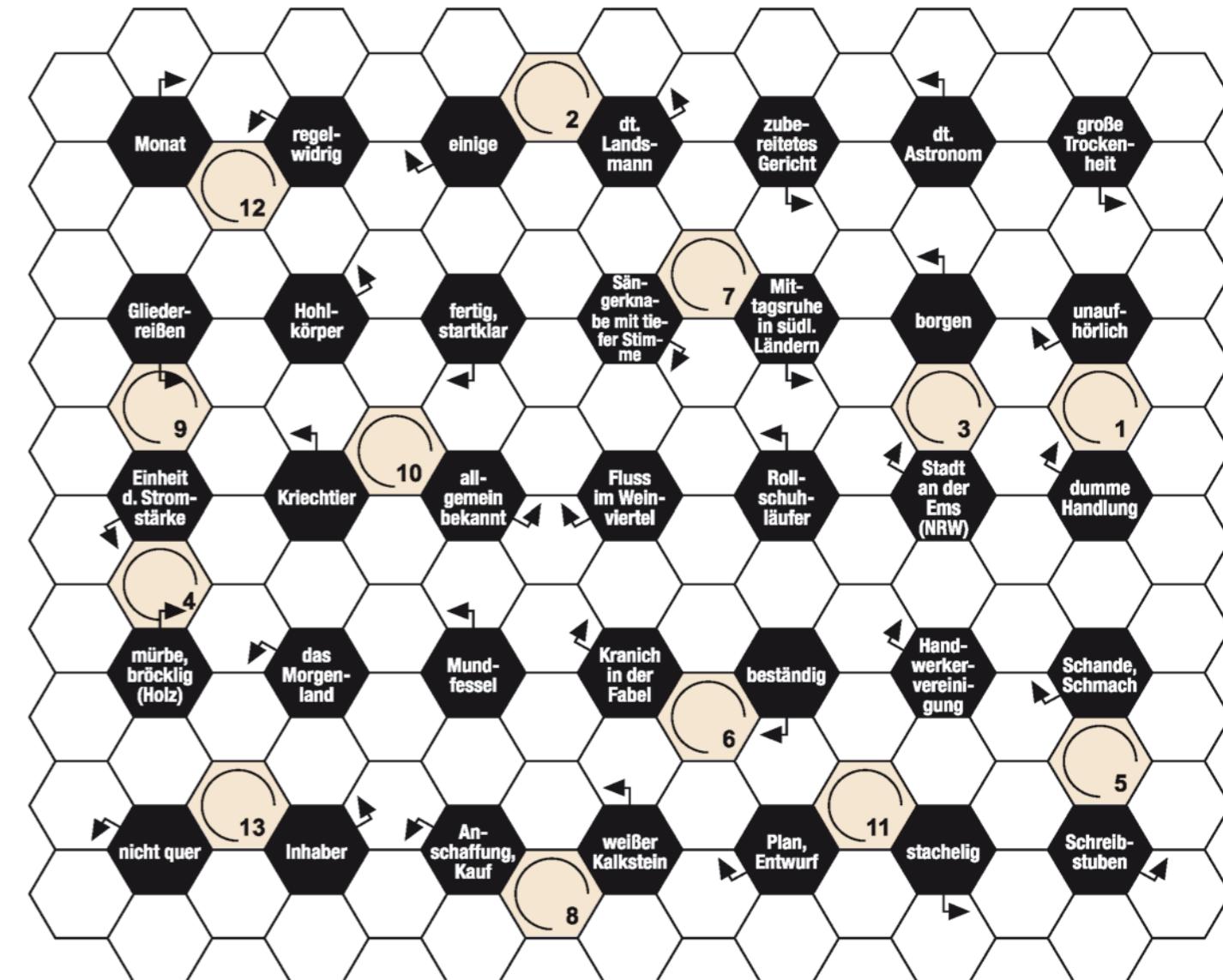
Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel:

In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Zusätzlich zu den normalen Sudoku-Regeln müssen die Zahlen 1 bis 9 auf den beiden grau eingefärbten Diagonalen eindeutig sein.

Übrigens: Die moderne Form des Sudoku wurde vom Amerikaner Howard Garns erfunden und erschien erstmals im Jahr 1979. Populär wurde es jedoch zunächst in Japan, daher sein Name.

Lösung Sudoku:								
3	1	5	7	2	6	8	4	9
2	8	4	1	9	5	6	7	3
9	7	6	4	8	3	2	5	1
5	2	1	9	6	4	7	3	8
6	9	8	3	5	7	1	2	4
4	3	7	8	1	2	9	6	5
8	5	3	2	7	1	4	9	6
7	6	9	5	4	8	3	1	2
1	4	2	6	3	9	5	8	7

Preisrätsel:*



Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

*Beim Wabenrätsel werden sechsbuchstäbige Wörter im Uhrzeigersinn um ein Schwarzfeld eingebracht.

Gewinnen Sie einen der vielen Preise!

Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem richtigen Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
Stichwort: „Winterrätsel“
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie unter Angabe Ihrer Postadresse eine E-Mail an: info@bergischeresidenz.de

Die Preise werden unter den korrekten Einsendungen verlost. Einsendeschluss ist der 1. März 2026. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

1. Preis: Ein Gutschein über 25 EUR der Parfümerie Becker. **2. Preis:** Ein Gutschein über 20 EUR von Wein & Fein. **3. Preis:** Ein Gutschein über 15 EUR von Pusteblume, Refrath.

Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel-Lösungswort dieser Ausgabe:

„Ist der *Punktpunktpunkt* zu dick, kriegt die Blume einen Knick.“



Hintergrund:

„Sind so kleine Hände, winz'ge Finger dran...“

von Heike Pohl

In einigen Bereichen ist der Wille, die Dinge von Jahr zu Jahr besser zu gestalten und Veränderungen zum Positiven zu bewirken, erkärtetes Ziel. Und die Pläne scheitern an der Realität. Ein solches Beispiel ist der Schutz von Kindern auf der ganzen Welt.

Noch nie waren Kinderrechte so klar formuliert und gesetzlich anerkannt wie heute – und zugleich waren noch nie seit dem Zweiten Weltkrieg so viele Kinder von Gewalt, Armut und Krieg betroffen wie heute.

Beim Thema Kindersterblichkeit hat sich in den letzten Jahrzehnten einiges getan. Die Sterblichkeitsrate weltweit ist im Schnitt um 60% gesunken. Noch vor 100 Jahren starb jedes dritte Kind vor seinem fünften Geburtstag. Impfungen bzw. eine deutliche Verbesserung der medizinischen Versorgung und der Hygiene haben seither für eine deutliche Verbesserung gesorgt. Krankheiten wie Polio und Masern sind in vielen Regionen fast besiegt. Viel mehr Kinder haben Zugang zu Bildung, davon profitieren besonders Mädchen. In vielen Ländern gibt es kostenlose Schulprogramme, Impfungen, Mahlzeiten – das war noch vor einer Generation undenkbar. Fast alle Staaten haben Gesetze gegen Kinderarbeit, Zwangsheirat und Gewalt verabschiedet.

Diesem in vielen Punkten erfreulichen Fortschritt stehen etwa 470 Millionen Kinder gegenüber, die aktuell in Kriegs- und Krisengebieten leben. Das sind mehr Kinder als je zuvor. Viele davon verbringen ihre Kindheit und Jugend auf der Flucht oder in Flüchtlingslagern, die oft Gefängnissen gleichen. Diese Kinder müssen mit dem Verlust von Schulbildung, Ausbildung, ihren Familien, des Gefühls von Sicherheit und Geborgenheit leben. Viele werden Opfer von

Gewalt, Missbrauch oder rekrutiert bzw. missbraucht für den Einsatz an der Waffe, zum Morden trainiert.

Rund 330 Millionen Kinder leben in extremer Armut, ein Siebtel davon leidet an Mangelernährung, Hunger ist und bleibt der häufigste Grund für Krankheiten und Tod bei Kindern und das, obwohl insgesamt genügend Nahrungsmittel produziert werden.

Etwa 160 Millionen Kinder müssen arbeiten, viele von ihnen schuften in Minen, auf Feldern oder in Textilfabriken, oft unter lebensbedrohlichen Bedingungen. Millionen Kinder werden Opfer von Mobbing, sexueller Ausbeutung und Missbrauch, speziell im digitalen Raum sind Kinderrechte kaum geschützt.¹

Das ist der Stand der Dinge.

Kinderrechte beschäftigen die moderne Gesellschaft erst seit dem 18. Jahrhundert, spätestens jedoch seit 1919, dem Jahr, in dem die Britin Eglantyne Jebb gemeinsam mit ihrer Schwester Dorothy Frances Buxton die erste Organisation zum Schutz und Wohl von Kindern gründete. Mit „Save the Children“, die bis heute alles daran setzen, Kinder weltweit vor Schaden zu bewahren, kam etwas in Gang, das tatsächlich für Generationen von Kindern positive Veränderungen brachte. Leider längst nicht in einem Maße, wie man sich das wünschen würde. Und leider auch nicht in einem Maße, wie es für jede Gesellschaft notwendig und heilsam wäre. Wir Menschen tragen ein Leben lang mit uns, was uns in unserer Kindheit, in unserem Elternhaus, unserer Umgebung widerfahren ist. Und oft sind diese Erfahrungen in einem Maße prägend, in dem sie Einfluss auf die nächste Generation haben.

¹ Quellen: UNICEF, WHO, ILO



Nicht umsonst spricht man davon, dass Kinder die Zukunft sind. Oder wie es bei Montessori heißt: „Was wir den Kindern heute geben, das geben sie morgen der Welt.“ Im positiven wie im negativen Sinn.

Die Kinderrechtskonvention, das internationale Übereinkommen über die Rechte von Kindern, gehört darum zu den wichtigsten internationalen Menschenrechtsverträgen. Kinderrechte sind Menschenrechte! Dieses Abkommen der Generalversammlung der Vereinten Nationen trat am 20. November 1989 in Kraft und setzte auf die Ergebnisse des Ersten Internationalen Kinderschutz-Kongresses auf, der 1913 in Brüssel stattfand, woraus wiederum die 1924 vereinbarte Genfer Erklärung, initiiert durch Jebb und Buxton, folgen sollte.

Wie schlimm gerade Kinder unter den Folgen eines Krieges zu leiden haben, haben die Geschwister Jebb/Buxton bereits während des Ersten Weltkrieges anhand von Deutschland und Österreich festgestellt. Ihr „Fünf-Punkte-Programm“, die „Children’s Charter“, sollte die Versorgung und den Schutz von Kindern gewährleisten.

Das spätere Übereinkommen vom 20. November 1989 über die Rechte des Kindes verankert erstmals in der Geschichte des Völkerrechts Kinderrechte umfassend in einem internationalen Vertragswerk mit weltweitem Geltungsanspruch. Ziel war es, in 54 Artikeln die Lage der Kinder in aller Welt zu verbessern, indem man Maßstäbe mit universellem Geltungsanspruch setzte und Kindern die wichtigsten Menschenrechte garantierte. So hat jedes Kind

- das Recht auf freie Meinungsäußerung,
- einen Anspruch auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit,
- ein Recht auf das erreichbare Höchstmaß an Gesundheit,
- ein Recht auf Bildung sowie
- ein Recht auf Ruhe, Freizeit und Spiel.

Zudem sollen alle Kinder vor Gewalt geschützt werden, nicht nur im Sinne körperlicher sondern auch seelischer Gewalt, vor Ausbeutung, Verwahrlosung, Vernachlässigung und sexuellem Missbrauch. Nach Angaben der WHO berichtet aktuell jede fünfte Frau und jeder siebte Mann (im Erwachsenenalter) davon, in ihrer/seiner Kindheit sexuelle Gewalt erfahren haben.

Der Kriegseinsatz von unter 15jährigen Kindern wurde verboten und alle Vertragsstaaten sollen sicherstellen, dass kein Kind der Folter oder einer anderen grausamen, unmenschlichen oder erniedrigenden Behandlung oder Strafe unterworfen wird.²

Soweit die Theorie. Verbunden mit der Gewissheit, dass dieses Ideal eines steten und vehementen Engagements und solcher Menschen wie Eglantyne Webb und Dorothy Frances Buxton bedarf, um vielleicht eines schönen Tages wirklich erreicht zu werden.

Aktuell leben laut UNICEF rund 2,1 Milliarden Kinder unter 18 Jahren auf dieser Welt. Jedes einzelne davon hat Liebe, Schutz und Sicherheit verdient!

² Quelle: www.kinderrechtskonvention.info

Sie kämpfte für die Rechte der Kinder und machte mit ihrem Engagement so vielen ein Geschenk fürs Leben: Eglantyne Jebb.

1926. Säuglingsschwester Anni reist aus dem Ruhrgebiet nach Genf, um einer Spenderin den Dank ihres Heims zu übermitteln. Von ihrer Wohltäterin Eglantyne Jebb weiß sie nur, dass ihre Hilfe nach dem Großen Krieg auch in Deutschland unzähligen Kindern das Leben rettete. Schnell merkt sie: Die Lebenswelt ihrer berühmten Gastgeberin könnte sich von ihrer eigenen nicht deutlicher unterscheiden. Eglantyne Jebb ist Akademikerin, stammt aus einer vermögenden britischen Familie und kämpft seit Jahren für die Rechte der Kinder. Anni selbst ist ein Bergarbeiterkind, für das die Ausbildung zur Säuglingsschwester schon ein unglaublicher Aufstieg ist. Eins aber eint sie: der Wunsch, etwas zu bewegen, damit die Welt ein besserer Ort wird...

Das lebendig geschriebene Porträt einer fast vergessenen Frau, von deren Wirken noch heute Millionen Kinder profitieren.



Das Thema:

Mein Fenster zum Hof.

von Ingrid Zimmermann



Als ich mich im November 2017, nach langer Überlegung und durch sanften Druck meiner Kinder, entschlossen habe, meinen Haushalt aufzulösen und mich um einen Platz in der Bergischen Residenz zu bewerben, hatte ich das Glück, diesen zeitnah zu bekommen. Da ich mich zu dieser Zeit in einer Klinik wegen eines Bruchs befand, musste ich mich mit dem Umzug auf meine Kinder verlassen.

Mitte November 2017 zog ich also mit nur einer Tasche in die Residenz ein. Ich wurde sehr freundlich willkommen geheißen. Im Appartement angekommen, fand ich eine gut ausgesuchte eigene Einrichtung vor. Beim Blick aus einem Fenster zum Nachbarhaus hinstellte sich ein großer, jetzt schon kahler Nussbaum in Positur. Ein Eichhornpärchen spielte den Stamm hinauf Nachlaufen, wie bei uns zuhause im Garten. Dieser Nussbaum ist mir vertraut geworden.

Ich gehe nun schon einige Jahre mit ihm durch die Jahreszeiten. Im Frühling freue ich mich über das frische Grün und sehe ein Vogelpärchen ein Nest bauen und später fleißig seine Küken füttern. Im Sommer bringt er Schatten und die letzten Sommer musste ich hilflos zusehen, wie er vor Durst die Blätter müde hängen ließ. Im Herbst erstrahlte er in leuchtender Schönheit. Im Winter wurden manchmal seine kahlen Äste durch Schnee verschönert.

Heute kann ich Alexandra verstehen, als sie sang: „Mein Freund der Baum ist tot“, weil sie ihren Baum vermisste.

Auch unser Leben ist durch die Jahreszeiten geprägt. Vom Frühling bis zum Winter. Ich befindet mich im Winter meines Lebens und habe mich damit arrangiert.

Erwähnen möchte ich noch, dass wir in der Residenz jede Jahreszeit mit einem schönen Fest begrüßen. Für dieses Fest wird immer den Jahreszeiten entsprechend wunderschön dekoriert.

Gerne sitze ich auch im Erkerfenster meiner kleinen Küche und schaue dem Treiben draußen zu. Morgens kann ich die Hundeparade abnehmen, die sich nachmittags wiederholt. Mittags kommen lachende Kinder aus der Schule. Bis vor Kurzem habe ich auch gelesen, geschrieben und Rätsel gelöst. Das wird immer schwieriger bis unmöglich. Aber mir bleibt noch der Blick auf das bewegte Treiben draußen. So fühle ich mich noch mittendrin.

Letzten Sommer habe ich von dort einen Regenbogen, der sich mit seinen sieben Farben über den Himmel spannte, gesehen. Es war wunderschön und berührend. Da fiel mir ein, dass ich einmal gelesen hatte, dass in vielen Kulturen der Regenbogen ein Symbol ist für den Bund zwischen Göttern und Menschen. Auch im Judentum und bei Christen ist er ein Zeichen für das Bündnis zwischen Gott und den Menschen und gilt für Versöhnung, Frieden und Hoffnung. Ein schöner Gedanke, den ich gerne übernommen habe.

Er gibt mir Trost und Hoffnung darauf, dass alles gut enden wird. So wie es in der Geschichte „Das zauberhafte Land“ mit dem wunderschönen Song „Somewhere over the Rainbow“ beschrieben wird. Dieses Lied hat mir schon oft in traurigen Stunden Trost gespendet.

Ingrid Zimmermann wohnt seit 2017 in der Bergischen Residenz Refrath





In eigener Sache



Schreiben Sie (uns).



Liebe Leserin, lieber Leser,

die große Überschrift unserer BRR-Frühjahrs-Ausgabe 2026 lautet: „Liebe geht durch den Magen“.

Diese pointierte Volksweisheit fasst das Zusammenspiel von Essen, Wohlbefinden und Zuneigung zusammen. Wir freuen uns auf Ihre Texte, die sich damit befassen, welche Bedeutung Essen weit darüber hinaus haben kann, als uns zu sättigen und unseren Energiebedarf zu decken. Gerichte, die wir von Eltern oder Großeltern kennen – allein der Duft einer Speise kann ganze Kindheitswelten heraufbeschwören. Jede Region, jedes Land, ja oft schon jedes Dorf hat eigene Gerichte, Gewürze und Rituale rund ums Essen. Was wäre ein Bayer ohne Weißwurst, ein Italiener ohne Pasta, ein Norddeutscher ohne Grünkohl?

Bringen Sie Speisen und Gerichte in Zusammenhang mit Ihren Erinnerungen, Ihren Gefühlen und/oder mit Menschen, Begegnungen – mit Ihrem Leben.

Und überhaupt und abgesehen vom jeweils ausgerufenen Thema: Sie haben Interessantes und Lesenswertes erlebt? Einen Lebenstraum, erfüllt oder unerfüllt? Einen Lieblingsort, von dem Sie berichten mögen? Ein Lieblingsbuch? Oder ein Foto mit einer interessanten Geschichte?

Dann trauen Sie sich bitte und greifen Sie zum „Stift“. Senden Sie Ihren per Computer, Schreibmaschine oder von Hand verfassten Beitrag einfach an info@bergischesresidenz.de. Die eingereichten Texte werden in der Redaktion professionell redigiert und erscheinen in einer der nächsten Ausgaben unseres Journals.

Einsendeschluss ist der 1. Februar 2026.

Wir freuen uns auf Ihre Gedanken und Geschichten!

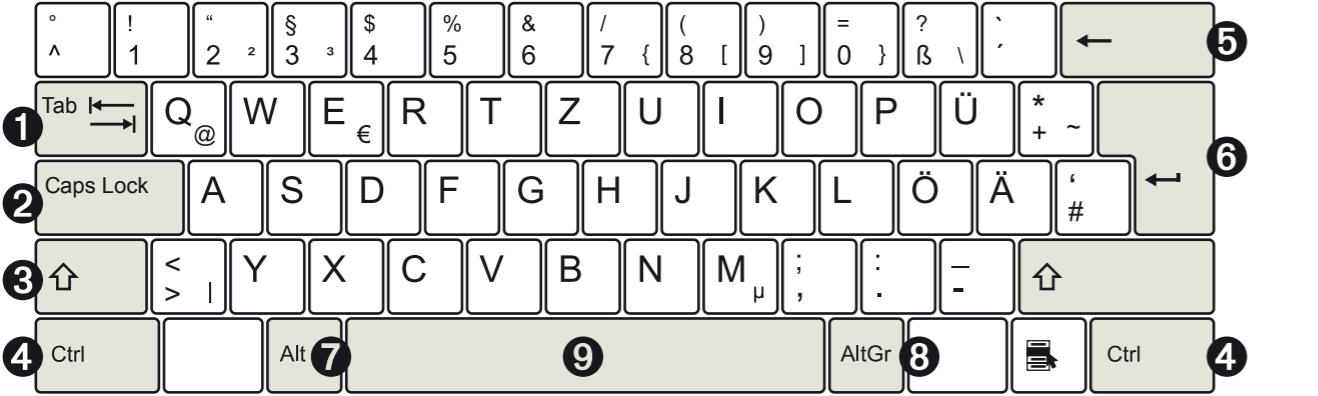
Ihre
BRR-Redaktion

Nur für Residenzlerinnen & Residenzler: Die nächste Redaktionssitzung ist am 20. Januar 2026



Zehn Finger arbeiten auf der Tastatur.

von Dr. Klaus Hachmann



- 1** In Textverarbeitungsprogrammen kann man mit der **Pfeil**-Taste die Schreibmarke um einen festen Abstand nach rechts verschieben.

In Tabellen kann man darüber hinaus mit der Taste zur nächsten Spalte weiterspringen. Bei Shortcuts wird sie ebenfalls verwendet.

- 2** Die **Caps Lock**-Taste dient zum Umschalten in eine Alternativbelegung der Tastatur (z.B. Eingabe von Text in Großbuchstaben)

- 3** Mit der **Shift**-Taste/**Umschalt**-Taste kann man eine Zweitbelegung der Tasten zu nutzen. So kann man auch Großbuchstaben oder Sonderzeichen erzeugen. Bei Shortcuts wird sie ebenfalls verwendet

- 4** Diese Taste (auch **Strg** benannt) wird ausschließlich für Tastenkombinationen verwendet (z.B. Ctrl + C (Kopieren) und Ctrl + V (Einfügen), um Inhalte zu duplizieren).

- 5** dient zum Löschen von Eingaben und bei Shortcuts zum Markieren.

- 6** **Enter**-Taste: damit kann man bei der Textverarbeitung einen Zeilenumbruch durchführen

- 7** Die **Alt**-Taste wird unter anderem in Tastenkombinationen für Sonderzeichen verwendet. Mit Alt + Tab können Sie das Programm wechseln und mit Alt + F4 erzwingen Sie die Schließung eines Programmes.

- 8** Durch die **Alt Gr**-Taste hat man Zugang zur Drittbelegung von Tasten.

- 9** Mit dieser Taste wird ein Leerschritt zwischen den Wörtern erzeugt¹

EINE TASTATUR ist ein Eingabegerät, das als Bedien- und Steuerelement eine Anzahl von mit den Fingern zu drückenden Tasten enthält. Seit den 1970er-Jahren sind Tastaturen auch die Eingabegeräte für Computer. Auf den Tasten einer Tastatur ist eine Reihe von Zeichen aufgedruckt, und jeder Tastendruck entspricht in der Regel einem einzelnen Zeichen. Für einige Zeichen müssen jedoch mehrere Tasten gleichzeitig oder nacheinander gedrückt werden.²

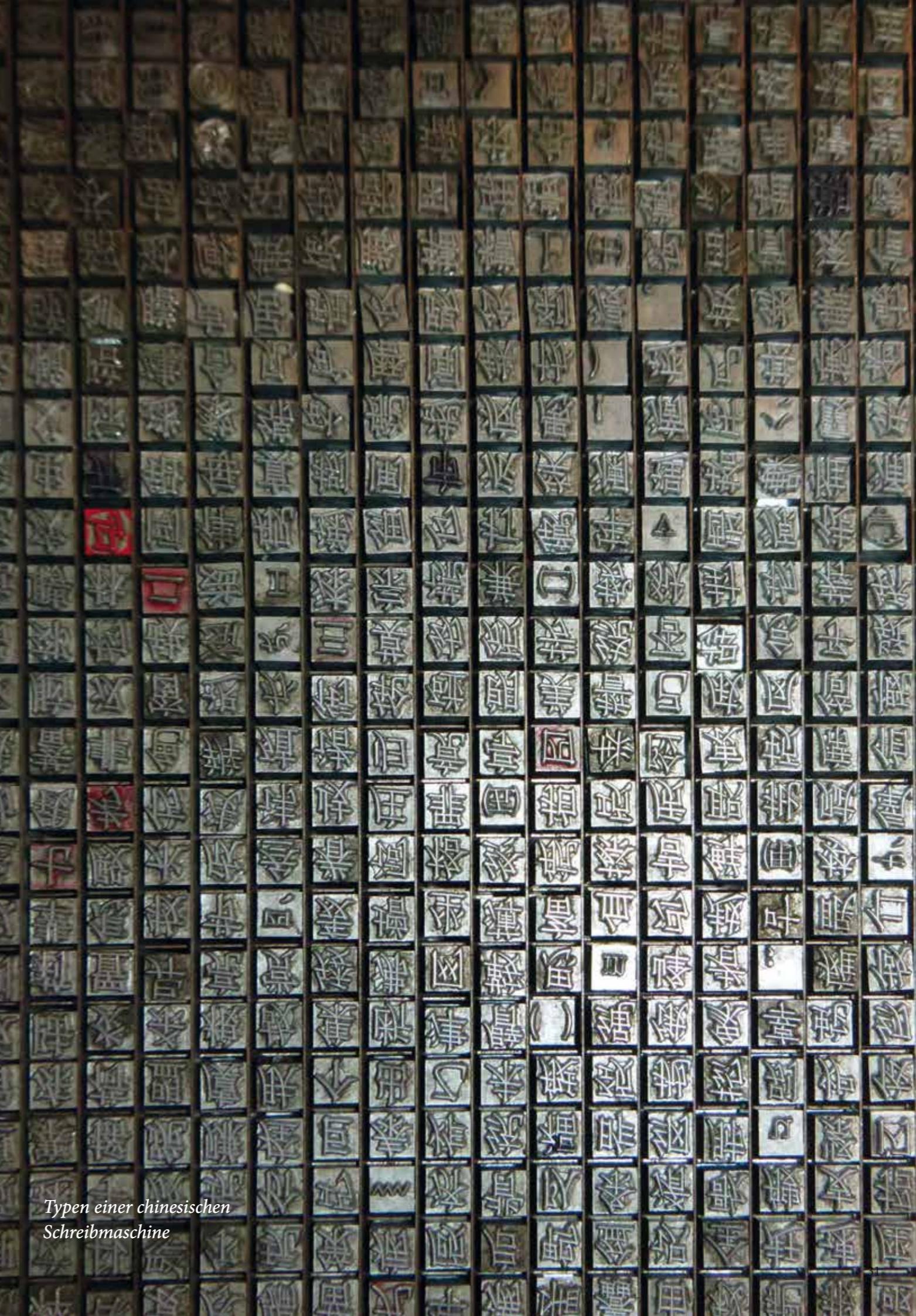
1821 baute Karl Drais für seinen erblindenden Vater eine „Schreibclavier“ genannte Maschine, die vermutlich Buchstaben in einen Papierstreifen prägte und bereits eine Tastatur hatte.

Von 1864 an baute der Tiroler Peter Mitterhofer verschiedene Schreibmaschinenmodelle aus Holz.

Tastaturen gibt es heute für eine Vielzahl von technischen Geräten, darunter Schreibmaschinen, Computer, Fernbedienungen, Telefone und Mobiltelefone.

¹ <https://pctipps.de/tastatur-erklaerung-fuer-anfänger>

² Wikipedia



Typen einer chinesischen Schreibmaschine

Eine Computertastatur hat im Vergleich zu einer Schreibmaschinentastatur mehr Tasten, die zur Bedienung des Computers dienen.

Die Tastaturbelegung (auch Tastaturlayout) beschreibt sowohl die Kodierung der einzelnen Tasten als auch deren Lage und Anzahl auf der Tastatur einer Schreibmaschine, eines Textverarbeitungssystems oder Computerterminals. Diese Anordnungen der Buchstaben-tasten gehen zunächst auf das 19. Jahrhundert zurück, also weit vor dem Zeitalter der Computer.

1868 ordnete der US-amerikanische Drucker und Zeitungsherausgeber Christopher Latham Sholes die Tasten der Schreibmaschine erstmals nicht mehr *alphabetisch* an. Ziel war es, die Tasten der am häufigsten vorkommenden Buchstabenfolgen der englischen Sprache räumlich möglichst zu trennen. Wenn häufig vorkommende Buchstaben auf der alphabetischen Tastatur bisher nebeneinander lagen, so lagen auch die Typenhebel dieser Buchstaben im Mechanismus der Schreibmaschine nebeneinander, haben somit eine größere Berührungsfläche und verhakten sich öfter.

Heutige Tastaturbelegungen für Sprachen mit Lateinschrift verwenden die als QWERTY bezeichnete Anordnung der Buchstabentasten. Dieser Name ergibt sich aus den ersten sechs Tasten der *obersten* Buchstabenreihe der Tastatur.

Diese QWERTY-Belegung ist im englischen Sprachraum verbreitet.



Im deutschen Sprachraum wird die QWERTZ-Variante verwendet.



Der Buchstabe Ü wird als Umlaut bezeichnet. Auf Tastaturen im deutschen Sprachraum gibt es eigens dafür vorgesehene Tasten auf der Tastatur: Ä/ä, Ö/ö, Ü/ü.

Die AZERTY-Variante findet sich in Europa im französischen Sprachraum.



Das *Zehnfingersystem* ist die verbreitetste Methode, die zum rationellen, schnellen Maschinen- bzw. Computerschreiben, also zur Texteingabe mittels Tastatur, verwendet und gelehrt wird. Im Unterschied zum Arbeiten eines „Sichtschreibers“ wird

das Schreiben nach dem Zehnfingersystem auch als „Blindsightschreiben“ oder „Tastschreiben“ bezeichnet. Nachfolgend die entsprechende Finger-Grundhaltung für deutsche Tastaturen auf der mittleren Buchstabenreihe, wobei die linke Hand die Tasten A, S, D, F und die rechte Hand J, K, L, Ö, Ä belegt:



Auf fast jeder neueren Tastatur ist auf den Tasten F und J (Orientierungstasten) eine kleine Erhebung (ein Fühlpunkt) angebracht, um mit den Zeigefingern die Grundposition zu erfühlen.

Sonstige Bedienung der Tasten:

- kleiner Finger links: Q, Y, Shift-Taste links
- Ringfinger links: W, X,
- Mittelfinger links: E, C,
- Zeigefinger links: R, V, T, G, B
- Daumen links oder Daumen rechts: Leertaste
- kleiner Finger rechts: P, Ü, Ä, ß, Umschalttaste rechts
- Ringfinger rechts: O
- Mittelfinger rechts: I
- Zeigefinger rechts: Z, H, N, U, M

Um die Buchstaben als Großbuchstaben zu schreiben, verwendet man die Caps Lock-Taste. Wenn der Großbuchstabe mit der rechten Hand getippt werden soll, drückt man die Caps Lock-Taste mit dem linken kleinen Finger.

Da die Tasten Strg, Alt, Alt Gr. nicht auf den Schreibmaschinen vorkommen, gehören sie auch nicht zum Zehnfingersystem. Sie sind auch im Wesentlichen für die Eingabe der Textdaten nicht erforderlich.

Bei der Vielzahl der Tasten einer Computertastatur ist eine Rückkehr zum *Sichtschreiben* vertretbar. Einige Aufgaben können dabei den Schreibprozess verlangsamen. Zum Glück gibt es hierfür einige Kürzel (*Shortcuts*). Einige der verbreitetsten sind folgende:

- Speichern: Strg + s
- Kopieren: Strg + c
- Ausschneiden: Strg + x
- Einfügen: Strg + v
- Rückgängig: Strg + z
- Nächsten Buchstaben markieren: Shift + linke/rechte Pfeiltaste
- Nächstes Wort markieren: Strg + Shift + linke/rechte Pfeiltaste



Das Gedicht:

Das Alter.

von Inge Thoma

Kurzum: Das Fazit ist recht mager.
Der Mensch wird ein Ersatzteilager
zum Leid der vielen Krankenkassen,
die darob reichlich Federn lassen.

Trotz allem, Mensch, verzage nicht!
Es gibt da noch ein Schwergewicht,
ein dickes Plus im Kontostand.
Es ist der Geist, ist der Verstand.
Magst du auch leicht vergesslich sein,
er funktioniert, er speichert ein.
Erinnerungen und Erfahrung
erhalten täglich neue Nahrung,
erweitern deinen Lebensschatz.
Drum ende ich mit diesem Satz:
Bewahr' ihn, lerne ihn zu schätzen,
denn er ist heil, nicht zu ersetzen.
Greif, wann du willst, auf ihn zurück!
Erlebe neu vergang'nec Glück!





Das Thema:

Ausstellung: „Was kreucht und fleucht.“

von Iris Lindt



Seit 22. Oktober lädt eine besondere Ausstellung im Gang vor dem Restaurant der Bergischen Residenz zum Staunen und Entdecken ein. Unter dem Titel „Was kreucht und fleucht“ präsentiert die Kreativgruppe – geleitet von Elke Keuter-Hermann und

unserer Residenzlerin und Künstlerin Ulrike Saremba, kunstvolle Scherenschnitte von Insekten. Zu sehen sind filigrane Darstellungen von Ameisen, Schmetterlingen, Raupen, verschiedenartigen Käfern und Bienen. Im Mittelpunkt steht die Kunst des Scherenschnitts: Mit feinen, präzisen Schnitten entstehen zarte Linien, filigrane Flügel, klare Konturen der Motive. Die Gruppe hatte beim Ausschneiden große Freude und zeigte, wieviel Geduld, Übung und spezielle Scheren nötig sind, um die empfindlichen Flügelstrukturen und feinen Details präzise herauszuarbeiten.

Die kleinen Helden unserer Umwelt

Insekten spielen zentrale Rollen für unser Ökosystem und unser tägliches Leben. Sie bestäuben Nutzpflanzen, schützen vor Schädlingen, recyceln organische Stoffe und tragen zur Biodiversität bei. Ohne sie wären Lebensmittelproduktion, Pflanzenvielfalt und das Gleichgewicht natürlicher Kreisläufe stark gefährdet. Die Ausstellung möchte das Bewusstsein für diese oft übersehenen Helden der Natur stärken und ihren unschätzbarren Beitrag würdigen.

Kunst, Gemeinschaft und Kreativität

Ziel der Ausstellung ist es, die wunderbare Vielfalt der kleinen Lebewesen sichtbar zu machen und deren faszinierende Formen und Muster zu feiern. Die Kreativgruppe der Bergischen Residenz Refrath verbindet pädagogische Impulse, künstlerischen Ausdruck und gemeinschaftliches Erleben. Wir laden alle Residenzlerinnen und Residenzler, Angehörigen



Kreatives Schaffen in der Residenz

Unsere Kreativgruppe trifft sich regelmäßig. Jeder Teilnehmende kann das umsetzen, was er gerne machen möchte – seien es Aquarell- oder Acrylmalerei, Bleistiftzeichnungen, Kreide oder Bastelideen. Der Ideenreichtum kennt keine Grenzen, und alle erhalten die Unterstützung, die sie brauchen und möchten. Es geht um freies Gestalten, Austausch und gemeinsames Schaffen.



V.l.n.r.: Ulrike Saremba, Gabriele Schlegel, Iris Lindt, Elke Keuter-Hermann, Ursula Rades, Marianne Schroeder, Marlene Sievernich

Impressum:



Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath GmbH
Dolmanstraße 7

51427 Bergisch Gladbach
Chefredaktion:
Susanne Rönnau (verantwortlich)
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
post@heikepohl.de

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Bergisch Gladbach
HRB 86935
Steuernummer: 204/5711/1882
Sitz der Gesellschaft: Bergisch Gladbach

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909

© Credits: Collage S. 1, S. 17: Sebastian Niederhagen; S. 2 (rotes Band), 5: iStock; Portrait S.3, Abb. S.15, 34: Privat; S. 7: Heike Pohl; S. 8, 9, 11, 15, 25, 31: Wikipedia; S. 20: Landesarchiv Baden-Württemberg, Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein Kra SF 2 Cs-16.5.9 / Fotograf: Rauser, CC BY 4.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=166543272; S. 28: FOTO- Fortepan - ID 3204 - Adományozó/Spender Unbekannt; Grafische Elemente von S. 1, 3, 22, 36: Aus „Der Bazar“ (Quelle: Heinrich Heine Universität, Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf): *Der Bazar* war „als illustrierte Damen-Zeitung“ die wichtigste Frauenzeitschrift des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die deutsche Ausgabe erschien in Berlin von 1854 bis 1937.



Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen.

Die Redaktion behält sich vor, einge-reichte Beiträge auszuwählen, sie zu kürzen und redaktionell zu bearbeiten.

Die nächste Ausgabe erscheint im März 2026

Anzeige

Durchblick!

Bei allen Versicherungs- und Finanzfragen

Geschäftsstelle
Sven Höppner
Selmastr. 16
45127 Essen
Tel 0201 17893767
sven.hoepnner@ergo.de



ERGO

Anzeige

GL KOMPAKT

Mitreden.
Mitmischen.
DABEI SEIN.

Mit
GL KOMPAKT
immer mitten im
Geschehen



Nächste Ausgabe: Februar 2026

www.glkompakt.de



BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ



www.bergischesresidenz.de

